

■ „Verum quia factum“ (G. Vico) – Wahr ist es, weil es gemacht ist. – Philosophisch-theologische Anmerkungen zu unserem Umgang mit der Wirklichkeit

Vortrag auf dem Symposium „Das Palliativteam im Spannungsfeld von Macht und Ohnmacht“ am 28. Juni 2008 in Bad Berka

Eberhard Thiefensee
Lehrstuhl für Philosophie, Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Erfurt

1. Francis Bacons revolutionäres Programm

Am 7. November 1592 feierte die englische Königin Elisabeth I. ihr 34jähriges Thronjubiläum, und der 31jährige Baron Francis Bacon von Verulam erhielt den ehrenvollen Auftrag, das Festspiel zu produzieren. Vier Personen „beraten“ die Feier durch vier Reden. Die letzte dieser vier Reden preist selbstverständlich die Königin. Zuvor aber werden die Tapferkeit, die Liebe und die Erkenntnis gefeiert. Der Preis der Erkenntnis gipfelt in dem mutigen Satz: „Noch beherrschen wir die Natur [nur] in unseren Meinungen, aber sie knechtet uns in ihrer Notwendigkeit; aber wenn wir von ihr in der Erfindung geleitet würden, würden wir sie durch Handlungen beherrschen.“ Diese Aussage ist der Startschuss der modernen Erfahrungswissenschaften. Bacon wird dieses Programm bis zu seinem Lebensende verfolgen. 1626 erleidet der Lord bei einem höchstpersönlich ausgeführten Experiment – dem Ausstopfen eines toten Huhns mit Eis zum Zweck der Erforschung der Haltbarkeit – eine Lungenentzündung, an der er stirbt. Aber nicht nur die Orientierung am Experiment ist neu, sondern mit ihr verbunden ist auch ein neues Wirklichkeitsverständnis. Einige Generationen später wird es der italienische Philosoph Giambattista Vico (1668-1744) auf die knappe Formel bringen: „Verum quia factum“ – „Wahr ist es, weil es gemacht ist.“

Was ist daran so neu? Das lässt sich eigentlich nur im Blick auf die Vorgeschichte des Wahrheitsbegriffs verstehen. Die ganze Antike und das Mittelalter hindurch herrschte ein Wirklichkeitsverständnis vor, das von einem vernünftig geordneten Sein ausging. Vernünftig war es, weil es als Produkt einer Weltvernunft galt, gemeinhin Gott genannt. Der Mensch hatte diesem Sein nach-zu-denken, um zur Weisheit zu gelangen. Da er selbst ein zufälliges, vorübergehendes Lebewesen war, das nur kurzlebige Werke schuf, war Weisheit nicht zu erreichen, wenn man sich den menschlichen Kunstprodukten oder der sich stets ändernden Natur zuwandte. Es galt „Verum est ens“ – „Wahr ist nur das Sein“. Wahre Erkenntnis besteht dementsprechend in der Annäherung des Intellekts an die Sache („Veritas est adaequatio intellectus ad rem“).

2. Von der Theorie zur Praxis – oder von der Kontemplation zum Experiment

Freilich kannte man auch schon früher herstellende Wissenschaften wie z.B. die Baukunst oder die Medizin (Heilkunst). Letztere hatte das Ziel, Gesundheit wiederher-

zustellen. Aber für Aristoteles (384-322 v. Chr.), den großen Wissenschaftstheoretiker für Antike und Mittelalter, waren diese produzierenden Wissenschaften nachrangig. Über ihr standen als eigentliche praktische Wissenschaften diejenigen, die sich mit dem richtigen Handeln als solchem und nicht mit technischen Fragen beschäftigten, also die Ethik und die Politik. Als höchste galten jedoch die theoretischen Wissenschaften, deren Ziel nicht der Nutzen oder die Praxis waren, sondern die reine Erkenntnis als solche. Wissen um des Wissens willen, das war wahre Weisheit und brachte den Menschen dem Göttlichen näher, denn der Gott, so Aristoteles, ist das in sich kreisende Denken. Ein wahrer Philosoph hatte entsprechend die Lebensnotwendigkeiten hinter sich zu lassen und nicht mehr wie das Tier um sein Dasein zu kämpfen. In Muße (lat. scholae – unser Wort „Schule“ stammt von dort) sollte er den Dingen auf den Grund gehen, ihre Prinzipien erkennen. Entsprechend waren die Künste (artes liberales), versammelt in der sogenannten Artistenfakultät der alten Universität, die niedrigsten Wissenschaften – noch unter Medizin und Jurisprudenz stehend. Die Königsdisziplin war die Theologie.

Zum Sein hatte man also über Jahrtausende hinweg ein vorrangig kontemplatives Verhältnis. Das Wort „theoria“ meint ja „Schau“, und so beschaulich war auch das eigentliche Objekt dieser Betrachtung: der Himmel, dessen Ordnung der Mensch nicht stören konnte und wo sich – jenseits des sich stets wandelnden Mondes – auf mathematisch beschreibbaren Bahnen die Himmelskörper bewegten. Auch die Mathematik selbst war eine solche wahre Wissenschaft, beschäftigte sie sich doch mit ewigen Zahlenverhältnissen, in welche der Mensch ebenso wenig eingreifen konnte wie in die Gesetze der Himmelsbahnen.

Auf diesem Hintergrund kann man ermessen, welche Revolution Bacon und Vico auslösten. Wahr ist nicht mehr, was ist, sondern was wir selbst gemacht haben, denn nur dann kennen wir den genauen Hergang der Sache, wir kennen ihre Ursachen und damit ihre Prinzipien und können sie entsprechend jederzeit nachvollziehen. Diese Einstellung ist tief in unsere Sprache eingedrungen. Wir sagen zwar noch immer: „Aber es ist doch so!“, sobald wir eine Wahrheit unterstreichen wollen („Wahr ist das Sein“). Doch folgen wir eigentlich Vico: „Das ist Fakt. Das sind die Fakten.“ („Verum quia factum“) Wie Vico meinen wir damit vornehmlich das, was geworden ist. Auch Vico dachte mit seiner Formel zunächst an die geschichtlichen Fakten. Historie galt nämlich vor ihm nicht als Wissenschaft, weil sie sich mit dem Veränderlichen, Menschlichen, Zufälligen befasste. In Bacons Programm findet sich dagegen weniger Rückblick als Zukunftsmusik: Wirklichkeit ist das zu Machende, Realität das zu Realisierende. Unsere Alltagssprache hat das aufgenommen, wenn wir Fakten als „Tatsachen“ bezeichnen: Tat-Sachen sind ja Ergebnis einer Tat, eines Eingriffs in die Natur. D.h. Wahrheit kommt nicht aus stiller Betrachtung, sondern aus dem wiederholbaren Experiment. Dies bestimmt, was „wirklich“ ist und nicht nur gedacht oder vermutet wird. Nicht das „Sein“, sondern das von Menschen Hergestellte wird zur Quelle des Wissens.

Wir alle kennen wahrscheinlich den Satz, der Bacon zugeschrieben wird (auch wenn er sich so prägnant nirgendwo bei ihm findet): „Wissen ist Macht.“ Eine doppeldeutige Formel: Gemeint ist nicht nur, dass man durch Wissen

Macht erlangt, sondern auch, dass Wissen auf Macht beruht – und nur auf der Grundlage des Gemachten ist Wissen zu erlangen.

So hat sich das Verhältnis zur Natur offenbar radikal gewandelt: Es geht nicht mehr um das Sich-Einfügen in eine gottgegebene Ordnung, sondern um Herrschaft über eine Natur, die zum feindlichen Gegenüber deklariert wird: Sie knechtet uns in ihrer Notwendigkeit, so Bacons Vorwurf. Sie enthält also nichts Geheimnisvolles oder Geheiligtetes mehr, sondern sie muss nötigenfalls niedergewungen werden, wenn sie sich uns entgegenstellt. Darüber hinaus bietet sie das Material für unsere Kunstfertigkeit, nur das ist ihre Aufgabe. Theorie wird ab jetzt von der Praxis gesteuert, nicht umgekehrt. Wissen ist kein Wert an sich, sondern Wissen soll nützen. Die Naturwissenschaften werden zur Leitwissenschaft. Im alten universitären Schema gesprochen: Die Artistenfakultät dominiert nun die anderen. Tatsächlich werden aus ihr im Laufe der Neuzeit und Moderne alle Einzelwissenschaften hervorgehen, welche jetzt in einer Universität gelehrt werden.

3. Kritische Stimmen

Zweifellos hat besonders unsere westeuropäisch geprägte Kultur damit einen riesigen Sprung nach vorn getan. Wir können diese Revolution wahrscheinlich erst jetzt wieder richtig würdigen, wenn wir auf die Geburtsschmerzen achten, die andere Kulturen erleiden, die derzeit diesen Sprung nachvollziehen müssen. Immanuel Kant (1724-1804) erkannte messerscharf, in welcher Revolution des Wirklichkeitszugangs der Siegeszug der Naturwissenschaften begründet ist: „Sie [die Naturforscher] begriffen, dass die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, dass sie ... die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen müsse“. So schreibt er in der Vorrede zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“ (2. Auflage 1787). Die Natur hat also zu antworten wie ein Angeklagter vor Gericht: Bacon war zeitweise Oberstaatsanwalt, und Kant spricht vom Gerichtshof der Vernunft, die ihre Urteile fällt. Für Kant wird diese Einsicht, welcher Art der Zugriff der Naturwissenschaften ist, zum Ansatzpunkt, nun die gesamte Erkenntnistheorie umzubauen: Es wäre doch zu überlegen, ob wir nicht besser vorwärts kämen, wenn sich die Gegenstände (Objekte) nach unserer Erkenntnis richten und nicht – wie bisher gedacht – die Erkenntnis nach den Gegenständen. Modern gesprochen: Es ist unser Raster, in das die Dinge passen müssen, sonst akzeptieren wir sie nicht als Gegenstand unserer Erfahrung. Was sich also nicht in die Formen von Raum und Zeit, was sich nicht in die Kategorien – die vorbereiteten „Kästchen“ – unseres Verstandes pressen lässt, existiert nicht. Wir – die Subjekte – schaffen uns Wirklichkeitsmodelle. Wir machen uns von der Welt ein Bild, das wir natürlich bereit sind zu modifizieren, wenn es uns nicht mehr hilft, was wir der Welt aber letztlich überstülpen. Es ist unsere Brille, durch die wir die Wirklichkeit betrachten, es ist unser Denken, das aus dem Chaos der Sinnesdaten ein Ganzes formt, es ist unsere Sprache, welche die Welt beschreibt. Mit anderen Worten: Jetzt führen wir die Welt an der Leine, nicht mehr sie uns. Aber kann man zur Wahrheit finden, wenn man die Natur befragt wie ein Großinquisitor oder – um es noch schärfer zu sagen – sie in Experimenten mit ausgeklügelten Apparaturen solange foltert, bis sie antwortet? Ist nicht

jedes Labor bis hin zu den riesigen Teilchenbeschleunigern eine Art Folterkeller für die Natur? Man kann hier durchaus skeptisch werden, wissen wir doch heute besser als früher, dass die unter der Folter gewonnenen Erkenntnisse kaum zu gebrauchen sind. Das war der Vorwurf, den schon Goethe gegenüber Newton ins Feld führte, als es um die Farbenlehre ging: Goethe war strikt der Meinung, dass man nie etwas über die Farben, wie sie sind, lernen kann, wenn man Licht erst durch einen Lichtspalt zwingt, dann durch ein Glasprisma zerhackt und anschließend die Ergebnisse in eine unnatürliche Kunstsprache übersetzt, d.h. in mathematische Formeln presst. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung um die Farbenlehre ist allerdings bekannt: Goethe ging nicht als großer Physiker in die Geschichte ein, wie er selbst hoffte, sondern als großer Dichter. Doch wenn auch die Entwicklung über solche Zweifel hinweggegangen zu sein scheint, das Unbehagen verstummt nicht – bis heute. Der wohl bisher letzte große deutsche Philosoph Martin Heidegger (1889-1976) geißelte die Technikverliebtheit unserer Kultur und sprach von ihrer „Seinsvergessenheit“. Wahrheit habe etwas mit Enthüllung, mit Offenbarung zu tun, in der sich etwas zeigt, etwas ereignet. Das mutet seltsam weltfremd an. Aber sogar ein Astrophysiker wie Arthur Eddington (1882-1944) sprach noch 1939 von dem Prokrustesbett, in das die Natur von der Wissenschaft gezwungen wird: Wie damals der namensgebende antike Tyrann, der seine unglücklichen Gäste auf die Länge des Bettes entweder verkürzte oder dehnte, bis sie genau hineinpassten, würden heute die Naturwissenschaftler die Natur in vorgegebene Frageraster, Experimentalanordnungen und mathematische Modelle pressen, bis es passt. Würde Prokrustes heute leben, so fährt Eddington sarkastisch fort, hätte er wahrscheinlich eine Abhandlung über die gleiche Länge aller Reisenden geschrieben. Auch die Sozialwissenschaften kennen das Problem: In den 60er Jahren gab es einen Methodenstreit, in dem u.a. darüber diskutiert wurde, ob die Umfrage-Techniken nicht oberflächlich seien und der Soziologie die Kraft nähmen, die Verhältnisse zu ändern, statt sie immer nur bestätigend zu beschreiben.

4. Gründe für die Wissenschafts- und Techniksepsis

Gewöhnlich nehmen wir an, dass der Wissenschaftsoptimismus, der sich seit Bacons Zeiten verstärkte, seinen modernen Dämpfer durch die oft unkalkulierbaren Folgen unserer Eingriffe in die Natur bekommen hat. Tatsächlich wächst unsere Unsicherheit, ob wir manche Konsequenzen dieser Eingriffe – von resistenten Krankheitskeimen in den Krankenhäusern bis zu Klimafolgen – in den Griff bekommen werden. Aber das dürfte nicht der eigentliche Grund für den Wissenschaftsskeptizismus, ja sogar Wissenschaftspessimismus sein, der sich immer mehr ausbreitet.

Meines Erachtens liegt er in einem tiefergehenden Unbehagen: Wenn ich die Natur zum zu beherrschenden Objekt mache und nur solche Ergebnisse gelten lasse, die ich selbst produziert und reproduziert habe – was ist dann mit dem Menschen selbst? Schon in der französischen Aufklärung – nur wenige Zeit nach Vico – findet sich ein Buchtitel wie „L'homme machine“ („Die Maschine Mensch“, 1748 verfasst von J. O. de La Mettrie). Es ist offenbar von Vorteil, den Menschen wie eine – zugestandenmaßen komplizierte – Maschine zu betrachten, kennen wir uns doch in Maschinen als technischen Produkten

aus. Doch handelt es sich diesmal nicht mehr nur um einen x-beliebigen Naturgegenstand, den wir manipulieren, um ihm seine Geheimnisse regelrecht zu entreißen. Auch wenn der Mensch zweifellos ebenso ein Objekt von Naturwissenschaft und Medizin sein kann wie alles andere – und wie sich dann prompt zeigt, unterscheidet er sich kaum von anderen physikalisch-chemischen Gegenständen oder Organismen –, diesmal steht das Objekt auch auf der anderen Seite des Verfahrens: Der Mensch, dieses naturwissenschaftlich-technische Objekt, ist auch der Naturwissenschaftler und die Medizinerin, also das Subjekt von Forschung und Technik. Folglich kommt die zugreifende Vorgehensweise ähnlich wie ein Bumerang auf den zurück, der sie praktiziert. Ist der Mensch nichts weiter als eine hochgezüchtete Maschinerie, die produziert, reproduziert, repariert und am Ende als Ersatzteillager ausgeschlachtet werden kann: Was ist denn dann mit mir, dem Forscher und der Technikerin? Einen solchen Bumerangeffekt kennt jeder Arzt, der sich krankheitsbedingt plötzlich auf der anderen Seite wiederfindet, also vom Subjekt zum Objekt, vom Täter zum Opfer wird. Die letzten Worte sind bewusst drastisch gewählt. Diese reflexive Struktur, dieses Sich-Zurückbeugen des Bezugs zum Objekt auf das Subjekt ist es, was den Verdacht hervorruft: Trotz aller Erfolge – ist das der angemessene Umgang mit der Wirklichkeit? Kann ich Bacons Programm noch akzeptieren, wenn es um den Menschen und damit auch um mich geht?

Die Wissenschafts- und Techniksepsis wurzelt deshalb wohl in dem wachsenden Eindruck, selbst nur noch – ohnmächtiges – Objekt geworden zu sein und damit als beherrschbar zu gelten. Der Pessimismus bezieht sich vor allem auf das Ausgeliefertsein gegenüber den wissenschaftlichen Erkenntnissen – und auf deren gesellschaftliche Konsequenzen. Denn auch von ihnen muss gesprochen werden. Bacons Programm war nämlich nicht nur eine Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, sondern beinhaltete auch ein gesellschaftliches Programm. Das zeigte sich im weiteren Verlauf. Die Vorstellung, die Natur müsse und könne beherrscht werden, und der damit verbundene Gedanke eines technischen Fortschritts wurde auch auf die Menschheitsgeschichte ausgedehnt (z.B. im „historischen Materialismus“ des Marxismus-Leninismus). Wieder ist der Mensch unmittelbar betroffen: Geht eine solche Idee nicht auf Kosten der menschlichen Freiheit? Was ist denn mit dem Unsicherheitsfaktor „freies Individuum“ in einer Geschichte, die nun ebenfalls in ein Modell gebracht – um nicht zu sagen: gepresst – wird: das Modell eines gesetzmäßigen Fortschritts? Wenn die großen Befreier davon überzeugt sind, dass alles auf den Kommunismus oder die Demokratie oder die eine Menschheit hinausläuft (die Fortschrittsmodelle weichen im Detail ab): Muss jetzt nicht konsequent versucht werden, den „menschlichen Faktor“ auszuschalten – durch geschickte Manipulation, nötigenfalls auch durch Zwang, durch institutionelle Einbindung, Sozialkontrolle ...? Diese Strategie scheint nicht nur die Hirnforschung zu verfolgen, welche das nötige theoretische und technische Know-how für das Eliminieren der unkalkulierbaren Freiheit zu verschaffen verspricht. Auch andere Humanwissenschaften weisen in diese Richtung: Die menschliche Person soll möglichst hinter Rollen verschwinden (s. meinen Vortrag 2007) und wird so Opfer verschiedener psychologischer und soziologischer Kontrollmechanismen. Jede Evaluation und jedes

Bewerbungsgespräch wird zur Erfahrung der Ohnmacht: Ich bin nur noch Objekt.

Die Ursache des Unbehagens liegt deshalb wohl in einer tiefen Kluft zwischen dem (gesellschaftlichen) Ziel des möglichst gut funktionierenden Menschen einerseits und der (individuellen) Suche nach Lebenssinn und persönlichem Profil andererseits. Folglich wird die Privatsphäre immer wichtiger, denn sie ist der einzige Bereich, in dem ich nicht funktionieren muss und unter gesellschaftlicher Kontrolle stehe, sondern den ich noch einigermaßen im Griff habe – verum quia factum. So wird er zum Rückzugsraum aus einer Ohnmachtserfahrung – zum Zweck der Wiedererlangung der Macht wenigstens über die privaten Verhältnisse. My home is my castle – meine Wohnung ist meine Burg. Wenn jemand ins Krankenhaus kommt, macht er wohl genau diese ambivalente Erfahrung: Einerseits werde ich aus meiner Privatsphäre gerissen und einem institutionellen Mechanismus ausgeliefert, der mich zum Objekt macht: Ohnmachtserfahrung. Aber ich weiß auch, dass ich mich einer solchen Institution ausliefern muss, weil nur so die Ärzte etwas machen können – und da erwarte ich von ihnen typisch neuzeitlich, dass die Knechtschaft der Natur gebrochen wird: Machbarkeitshoffnung – oder sogar Machbarkeitswahn?

5. Ein Rückblick aus psychologischer Perspektive

Schauen wir zurück auf den Weg durch die westeuropäische Geistesgeschichte, dann sind im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit offenbar Prozesse abgelaufen, die – so macht es der Psychologe Horst Eberhard Richter in seinem Buch „Der Gotteskomplex“ (1979) deutlich – kindlichen Reaktionsmustern ähnlich sind: Erfahrungen von Ohnmacht und Abhängigkeit werden durch Allmachtswünsche abgewendet, wobei es zu einer Überkompensation kommt. Wie sich das Kind auf einer bestimmten Entwicklungsstufe von der Autorität des Vaters freimacht und sich in übersteigertem Machtgefühl an dessen Stelle setzt: „Ganz ähnlich trägt die neuzeitliche Einstellung zur Religion viele Züge genau dieses 'Reaktionsmusters': weg von 'narzisstischer Ohnmacht' gegenüber Gott – hin zu 'narzisstischer Omnipotenz'; weg aus kindlicher Unmündigkeit – hin zu einer Haltung egozentrischen Größenwahns, einem der Kennzeichen unserer Gegenwart. 'So wurde jeder gewissermaßen sein eigener Gott!'." Was hier speziell zur Religion und zum Gottesverhältnis vermutet wird, betrifft offenbar alle Aspekte unseres Umgangs mit der Wirklichkeit. Das dürfte besonders Medizinern vertraut vorkommen, wurden sie doch gern „Halbgötter“ oder sogar „Götter in Weiß“ genannt – und zuweilen fühlen sie sich wohl auch so.

Die Überwindung dieser pubertären Phase besteht darin, dass sich diese Überkompensation normalisiert. Es geht also um das, was seit alters als Weg der Tugend propagiert wird: Die Tugend, so sagte schon Aristoteles, liegt in der Mitte. Er fügte allerdings hinzu: Die Mitte ist schwer zu treffen. Das überzogene Machtgehabe einerseits nennt er „Aufgeblasenheit“, das gegenteilige Extrem „seelische Schwäche“. Die in der Mitte liegende Tugend ist die des „Hochsinnes“, der seelischen Größe. Ins Heute übersetzt: Die öffentliche Wahrnehmung scheint zu schwanken, ob sie die Ohnmachtserfahrung, die wir individuell machen und die auch viele Bereiche unserer Kultur prägen, zulässt oder sogar fördert – was zu einer allgemeinen Katastro-

phenstimmung und zum Pessimismus führen würde – oder sie verdrängt bzw. sogar abweist, wie es unverbeserliche Wissenschaftsgläubige und Technikoptimisten gern praktizieren. Beides dürfte falsch sein; die Tugend (d.h. Lebenstauglichkeit) scheint also hier wirklich in der Mitte zu liegen.

6. Eine theologische Perspektive: Die Geschöpflichkeit des Menschen

Wo diese Mitte genau liegt, kann auch ich nicht sagen. Aber vielleicht helfen einige nun eher theologische Anmerkungen, diese Mitte zu suchen und wenigstens hin und wieder auch zu treffen. Es ist ein Weg, der erst gesucht und dann auch gegangen werden muss. Angesichts der kulturellen Konstellation, die ich bisher skizziert habe, wird es kein Spaziergang, sondern ein steiniger Pfad mühsamen Umdenkens und vielleicht schmerzhafter Neuorientierung. Aber es gibt Zeichen der Hoffnung, ja Zuversicht, z. B. das ungewöhnliche Thema dieses Symposiums – „... im Spannungsfeld von Macht und Ohnmacht“ – und einen Diskussionsbeitrag beim Symposium im letzten Jahr: Dass da einer seine Hilflosigkeit bei bestimmten Problemen gestand, war ungewöhnlich. Mir sagte daraufhin ein anderer Teilnehmer, er habe so etwas noch nie auf einem medizinischen Kongress erlebt.

In einem zentralen Gebet der katholischen Messliturgie heißt es vom Menschen: „Über alle Geschöpfe sollte er herrschen und allein dir, seinem Schöpfer, dienen.“ (4. Hochgebet) Das ist eine Erinnerung an den Anfang der Bibel, wo der göttliche Auftrag an die Menschen ergeht: „Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.“ (Genesis 1,28) Insofern ist eigentlich Bacons revolutionäres Programm auch theologisch kaum zu kritisieren, zielt es doch diesen Auftrag an, wenn es fordert, die Knechtschaft der Natur über den Menschen zu beenden. Dazu sind wir sogar göttlich legitimiert und offensichtlich auch mit den nötigen Fähigkeiten ausgestattet: Kreativität, Freiheit, Vernunft. Was jedoch die zitierte Kritik des Psychologen hervorgerufen hat, ist das Extrem, in welches sich im Laufe der weiteren Entwicklung dieses Programm verkehrte. Es wurde vergessen, dass „Vernunft“ von „Vernehmen“ kommt. Der Mensch ist das vernünftige, d.h. das vernehmende Geschöpf, und von daher einer höheren Instanz gegenüber in der Pflicht. Seine Herrschaft ist geborgt, sein Zugriff auf die Natur ist begrenzt und erfordert eine bestimmte Aufmerksamkeit. Das vergessen zu haben, erwies sich als problematisch, wenn nicht sogar verheerend.

Der Philosoph Jürgen Habermas verlangt von den religiösen Mitgliedern der Gesellschaft, dass sie ihre religiöse Rede in säkulare Sprache übersetzen – so gut es geht. Wie kann man die Rede von der Geschöpflichkeit des Menschen verständlich machen, wenn jemand ihre biblische Grundlegung nicht teilt? Die Philosophen sprechen von der Kontingenz des Menschen. Kontingenz ist alles, was nicht zwingend so ist, wie es ist, d.h. es kann auch anders oder sogar gar nicht sein. Dass ein Kreis rund ist, ist zwingend, dass er einen bestimmten Radius oder eine bestimmte Farbe hat, ist dagegen kontingent. Das konkrete menschliche Dasein ist so gesehen unaufhebbar kontingent: Ich kann weder meine natürliche Abstammung –

angefangen beim Urknall und bis hin zu meiner genetischen Ausstattung – selbst bestimmen, noch meine soziokulturelle Herkunft, also mein Elternhaus und die gesellschaftliche Schicht und auch die Kultur, in der ich aufgewachsen bin. Mit Vico gesprochen: Das sind die Fakten, historische Vorgegebenheiten. Genau diese aber stehen nicht in meiner Macht. Ebenso nicht, dass ich überhaupt auf der Welt bin und dass ich überhaupt über so etwas wie Freiheit verfüge, die mir ermöglicht, etwas zu wollen und zu bewirken. Ich kann zwar etwas aus mir machen, doch dazu müssen sozusagen erst einmal das Ausgangsmaterial inklusive bestimmte Fähigkeiten – ein vorläufiges „Ich“ also – vorhanden sein, um der zu werden, der ich jetzt bin oder sein will. Dieses Vorhandene ist nicht in meiner Macht. Das und vieles mehr ist letztlich uneinholbar und außerhalb der Tat-Sachen, die ich dann selbst schaffe.

Diese Vorgegebenheiten begrenzen aber auch die Verfügbarkeit über mich selbst und über mein eigenes Leben. Ich kann mich nur begrenzt selbst vervollkommen oder vervollkommen lassen, weil meine Selbstwerdung und Selbstbestimmung immer zurückgebunden ist an meine Geschichte, deren Anfang ich nicht selbst gesetzt habe und deren weiterer Verlauf von vielen Faktoren mitbestimmt wurde und wird, die ich nicht in der Hand habe. Selbst-Bestimmung ist also nie ohne Fremd-Bestimmung und Mit-Bestimmung durch anderes und andere zu haben.

Hinzu kommt, dass Geschichte auch immer Schuld-Geschichte ist. Solche negativen Erfahrungen des Versagens prägen und verändern mich ebenfalls und bestimmen mein Handeln mit. Von daher reagieren Deutsche beim Thema Stammzellforschung oder Sterbehilfe eben anders als andere, deren Kultur nicht durch die dunkle Nacht verbrecherischer Menschenversuche in den Konzentrationslagern oder nationalsozialistischer Euthanasieprogramme gegangen ist.

Eine solche Einsicht reduzierter Selbstbestimmung heißt für die Medizin, dass sich – unbeschadet aller medizinischen Eingriffsmöglichkeiten und Fortschritte – immer solche Grenzen der Verfügbarkeit und Machbarkeit finden lassen werden. Wo sie genau liegen, müssen wir jeweils neu austesten und aushandeln. Wer jedoch eine ungebremste Perfektionierung des Menschen propagiert, hat offenbar ein falsches Menschenbild – von sich selbst und von denen, für die er tätig wird. Er wird zum Ideologen, den man daran erkennt, dass er an Realitätsverlust leidet und nicht merkt, dass die Wirklichkeit anders ist, als er sie sich in seinen Ideengebäuden und Zukunftsprojekten ausmalt.

Wer mit der nötigen Vernunft und Lebenserfahrung ausgestattet ist, wird von der vielfältigen Gebrochenheit und Unvollkommenheit des Menschseins allgemein und auch in jedem konkreten Fall nicht absehen können. Können ja – aber wird er es auch wollen? Das erscheint doch immer als Fiasko, als Versagen, als Einengung, als Ohnmacht, die schwer auszuhalten sind.

Wahrscheinlich gehört zu diesem Eingeständnis ein Grundvertrauen, dass trotz aller Begrenztheiten, natürlichen und selbstverursachten Defekte und Übel das Ganze als sinnvoll begriffen und entsprechend bejaht werden kann. Der religiöse Mehrwert der Rede von der Geschöpflichkeit liegt wohl in diesem Punkt: Trotz alledem können Menschen, kann ich mich als prinzipiell anerkannt

und angenommen wissen. Eine solche Einsicht ist schon im zwischenmenschlichen Bereich nicht zu überbieten: Wer sich grundsätzlich anerkannt und angenommen weiß, hat eher die Kraft, seine Grenzen zu akzeptieren und kann entsprechend freier und gelassener agieren als ein Mensch, der meint, sich ständig selbst bestätigen und um Anerkennung und Akzeptanz ringen zu müssen.

7. Wie aus Schwäche Stärke werden kann

In einem seiner Gemeindebriefe macht Paulus, dessen 2000. Geburtstag wir in diesem Jahr feiern, ein überraschendes Selbsteingeständnis: „Damit ich mich wegen der einzigartigen Offenbarungen nicht überhebe, wurde mir ein Stachel ins Fleisch gestoßen: ein Bote Satans, der mich mit Fäusten schlagen soll, damit ich mich nicht überhebe. Dreimal habe ich den Herrn angefleht, dass dieser Bote Satans von mir ablasse. Er aber antwortete mir: Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit. Viel lieber also will ich mich meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mich herabkommt. Deswegen bejahe ich meine Ohnmacht, [...] denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ (2. Brief an die Korinther 12,7-10) Der letzte Satz passt zum Thema „Spannungsfeld von Macht und Ohnmacht“ – aber wie soll er verstanden werden?

Paulus war von einem Übel geplagt, das medizinisch schwer zu diagnostizieren ist. Es genauer zu wissen, dürfte allerdings nicht allzu viel zum Verständnis dieser Aussage beitragen. Paulus ringt offenbar um eine Befreiung von dieser Krankheit (oder was es auch immer gewesen sein mag) – vergeblich. Die Antwort auf diese Ohnmachtserfahrung, die er findet, ist geradezu paradox: Wenn ich schwach bin, bin ich stark. Er würde es uns so erläutern: „Wenn ich mir vorgenommen habe, ganz im Dienst der Verkündigung Gottes aufzugehen (diesen Entschluss hatte Paulus Jahre zuvor getroffen), dann besteht die Gefahr, dass ich dem Auftrag dadurch im Wege stehe, dass ich mich auf meine und nicht auf Gottes Kräfte verlasse. Ich würde dann die Menschen nicht für diesen Gott begeistern, sondern für mich. Ich würde zu einer Art Guru für sie werden. Das Übel, das mich schwächt, ist sinnvoll, denn es hilft mir, mich zurückzunehmen und Platz für einen anderen zu machen, der größer ist als ich.“

Wieder muss diese Aussagen des Paulus in säkulare Sprache übersetzt werden. Was heißt, seine Ohnmacht zu bejahen und schwach zu sein, um stark zu sein?

Anfang Juni erschienen in verschiedenen Zeitungen Berichte zu ärztlichen Kunstfehlern. „Die Welt“ vom 4. Juni 2008 (Online-Ausgabe) berichtete so: „40.000 Mal sind im vergangenen Jahr Patienten gegen Mediziner wegen des Verdachts auf Kunstfehler vorgegangen. In jedem 20. Fall gaben Gutachter den Patienten recht. Anders als in früheren Zeiten müht sich die Ärzteschaft heute selbst darum, Transparenz auf diesem äußerst sensiblen Feld herzustellen. Vielen Mediziner fällt dieser Schritt zwar nicht leicht, schließlich geht es auch immer um den eigenen Ruf oder um den einer Klinik. Doch an dem Image vom Halbgott in Weiß sind die wenigsten heute noch interessiert. [...] Ärzte machen Fehler – auch das ist menschlich. Zumal in einem Gesundheitssystem, das aus Kostengründen das Personal oftmals überstrapaziert. Die neue Offenheit der Ärzte – die durchaus noch größer werden kann – hilft den Opfern von Kunstfehlern,

zu ihrem Recht zu kommen. [...] Je mehr über Fehler bekannt wird, desto gezielter können zudem Sicherheitsmaßnahmen ergriffen werden. Von einer solchen Entwicklung würden auch die Mediziner selbst profitieren. Wenn festzustellen ist, dass sich Fehler häufen, weil die Arbeitsbedingungen vor allem in Krankenhäusern mittlerweile so mangelhaft sind, trüge die Gesundheitspolitik ein gehöriges Maß an Mitschuld.“ Einen Fehler zuzugeben, ist offensichtlich ein Zeichen von bejahter Schwäche, aus der aber Stärke werden kann, wie der Bericht zeigt: für die Betroffenen, für diejenigen selbst, die den Fehler eingestehen, und möglicherweise sogar für das ganze Gesundheitssystem.

Der erste Schritt wäre, den Fehler und die Ohnmacht vor sich selbst zuzugeben. Das erzeugt Unsicherheit und ist ein Zeichen von Schwäche. Wie ein Schatten wird mich jetzt dieses Eingeständnis begleiten: „Du bist nicht perfekt, im Gegenteil.“ Doch ist schnell klar, wie daraus auch Stärke werden kann: Wer seine Grenzen schon einmal erreicht hat und dies in der Erinnerung behält, kann eine größere Wachsamkeit für die jeweilige Situation entwickeln. Er kann aufmerksamer für die kleinen Warnzeichen sein, ob sie nun von den Patienten, den Mitarbeitern oder Kollegen kommen.

Der zweite und viel schwierigere Schritt ist, den Fehler und die Ohnmacht vor anderen zu bekennen, ihn öffentlich zu machen. Hier droht ein Verlust des Ansehens, vielleicht sind sogar juristische oder berufliche Folgen zu tragen, und das ist deutlich eine Schwächung. Worin kann die Stärke liegen? Vielleicht kann der oft unselbige Kampf um Anerkennung beendet werden, an dem sich alle beteiligen, indem sie nun nicht mehr die Rolle des ständig unfehlbar Besten weiter- und sich gegenseitig vorspielen. Das kann andere motivieren, ihrerseits Fehler, Ratlosigkeiten u.a. Unfähigkeiten einzugestehen – zunächst wieder vor sich selbst, dann auch vor anderen. Es kann die Gesprächsbasis mit den Patienten und ihren Angehörigen verbessern, weil jetzt mehr Ehrlichkeit in den Umgang miteinander einzieht und unrealistische Erwartungen korrigiert werden. Wieder ist das enttäuschend, aber Enttäuschungen beseitigen Täuschungen. Ein öffentliches Eingeständnis der Schwäche kann die Aufmerksamkeit eines ganzen Teams aufwecken, kann Forschung und Innovation vorantreiben und neue Wege öffnen. Die Palliativmedizin ist wohl derzeit noch einer der wenigen Bereiche in der modernen Medizin, in dem man bereit ist zu sagen: „Ich kann hier nichts mehr machen.“ Genau dann kann man aber wieder etwas machen. Es sind letztlich immer die Wahrheiten und Eingeständnisse und nicht die Selbst- und Fremdtäuschungen, die frei machen können.

Ich habe immer gesagt: Der positive Effekt kann eintreten – garantieren wird das keiner. Denn es kann auch die Stellung gefährdet werden oder die Strafe des Akzeptanzverlustes drohen. So braucht es also für diesen Schritt ein starkes Vertrauen, „dass es schon gut gehen wird“. In diesem Vertrauen dürfte erneut der religiöse Mehrwert der Aussage des Paulus liegen. Ob sich auch das in nichtreligiöser Sprache wiedergeben lässt?

Wo genau die Mitte zwischen Optimismus und Pessimismus, zwischen der aristotelischen „Aufgeblasenheit“ einerseits und der „seelische Schwäche“ andererseits liegt, um zur Tugend des „Hochsinnes“ zu finden, ist

schwer zu sagen. Manchmal helfen kurze Leitsprüche weiter. Deshalb sei zum Schluss ein wahrscheinlich vielen bekanntes Gebet zitiert, das in den 1940er Jahren der deutsch-amerikanische Theologe Reinhold Niebuhr (1892-1971) formuliert hat. „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“ Es dürfte leichter sein, das in säkulare Sprache zu übersetzen, als es praktisch umzusetzen.

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie
Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt
Nordhäuser Str. 63
99089 Erfurt
Telefon 0361-7372511
e-Mail eberhard.tiefensee@uni-erfurt.de
www.uni-erfurt.de/tiefensee